

# Pitterchen ist quitt

\* ERZÄHLUNG VON ALEX WIRTZ \*

Die Schlehenträncher am Ufer sind noch dürr und fahl. Sie stehen tiefschwarz gegen den Himmel. Unter ihnen, dicht mit den Köpfen am träge stehenden Wasser, liegen Pitterchen und Willem häuchlings auf den kümmerlichen Grasstümpfen. Pitterchen schaut über den Rhein, preßt die Lippen aufeinander und knieft die Augen zu einem schmalen Spalt zusammen.

„Ich muß mir heute noch eine Blume holen,“ sagt er ernst und bestimmt. „Oben im Garten bei der Villa blühen schon welche — auch Pfirsiche blühen da —“

„Was willst du damit?“ Die Frage klingt etwas ängstlich. Willem war immer ängstlich. Und eine dumme Frage ist es. Was will ein zwölfjähriger Junge mit einer Blume? Zu den Mund nehmen. Und nachher? Wegschmeißen, jawohl!

Pitterchen zieht den linken herabgerutschten Strumpf über den grünen Grasfleck am Rande und stapft den Weg zur Villa hinauf, die dicht am Wasser liegt. Willem folgt ihm zaghaft. Dann stehen sie vor der Mauer der Villa. „Nuck-zuck“ und noch einmal „Nuck-zuck“, dann hocken sie oben, lassen sich in den Garten hinuntergleiten.

„Wo stehen sie?“ fragt Willem und zittert dabei. Pitterchen schaut sich um. Die Blumen stehen vor ihnen am gegenüberliegenden Ufer. Zwanzig Schritte — ja wohl. Und zwanzig zurück sind vierzig.

„Los!“ sagt Pitterchen. Er schnellt aus dem Gebüsch über den freien Rasenplatz auf die Sträucher zu. Und springt an ihnen hoch, will im Springen Zweige abreißen. Es dauert lange, ehe er ein paar Zweige hat. Plötzlich ist Willems Stimme da, laut und schreiend: „Pitter — der Hund!“

Als sich Pitterchen umdreht, sieht er Willem auf der Mauer sitzen, an der anderen Seite heruntergefallen. Vom Haus her kommt Walter Mähl, des Besitzers Sohn, mit Zenta, der Schäferhündin. Auch Walter Mähl schreit.

„Spitzbube! Einbrecher! Fah, Zenta!“ Er löst den Hund von der Leine. Pitterchen bleibt stur stehen. Es hat keinen Zweck zu laufen. Ein ärgerlicher Zug gräbt sich über seine Nasenwurzel. Verrecknet! — Aus!

Der Hund knurrt vor ihm Drohend sehen seine Zähne aus. Aber Pitterchen verzicht das Gesicht nun nicht mehr. Er steckt einen Blütenstengel in den Mund. So erwartet er Walter Mähl, der nun kommt — schmal und hochmütig. Er lächelt höhnisch und ist doch nur zwei Jahre älter als Pitterchen.



Zenta schnappt Pitterchens Hofenboden und zerrt ihn vor Walter Mähl.

„Na, Spitzbube,“ sagt Walter Mähl und schweigt dann einige Minuten lang. Er scheint sehr angestrengt nachzudenken. „Du hast Fortritten gestohlen und auch Pfirsichblüten.“ fährt er dann fort, freundlich und niederträchtig, „eigentlich müßtest du Prügel dafür haben. Aber ich will dich laufen lassen. Mach, daß du wegkommst. Aber die Blumen bleiben hier.“

Pitterchen schmeißt die Blumen auf die Erde und trottel langsam zur Mauer hin. Es macht ihm Spaß, die Schritte nun tatsächlich zu zählen.

— 15, — 16, — 17 —

Aber da ist wieder Walter Mähls scharfe, kalte Stimme: „Fah, Zenta!“

Und als er in plötzlichem Schreck nach der Mauer springen will, spürt er in seiner Wade die Zähne des Hundes. Nicht sehr fest, aber es genügt, ihn auf dem Platz zu halten.

„Bring ihn her!“ ruft Walter Mähl. Zenta schnappt Pitterchens Hofenboden und zerrt ihn vor Walter Mähl. „Ich wollte dir nur zeigen,“ sagt der, „wie gefährlich es ist, in fremden Gärten stehen zu wollen. Nun kannst du gehen.“

Pitterchen geht wieder, dunkelrot vor Zorn. Als er den Sprung wagen will, hebt Walter Mähl wieder den Hund auf ihn, läßt ihn zu sich zerrn, und läßt ihn wieder gehen. Er wiederhol das grausame Spiel noch einigemal. Pitterchen geht nun nicht mehr, er rennt. Aber immer ist der Hund schneller. Es ist ein lärmendes Jagren. In Pitterchens Augen schimmert es. Er leucht, aber schweigt. Nur einmal sagt er gepreßt, kaum öffnet er den Mund dabei: „Das ist feige.“ Aber Walter Mähl lacht.

Erst als eine warme, klingende Stimme Walter Mähl zum Essen ruft, kann er ungehindert über die Mauer klettern. Seine Hose ist zerrissen, auf seinen Beinen sind blutige Male. Pitterchen bindet das Taschentuch darüber.

Aber er kommt doch noch zu den Blumen. Er holt sie so leise aus dem Garten, daß sogar die scharfsichtige Hündin nicht anschlägt. Das versöhnt ihn mit ihr. Mit ihr ist er nun quitt. Aber mit Walter Mähl — —!

Der Sommer kommt und vergeht, und der Herbst kommt und vergeht. Pitterchen trägt oft eine strohene Blume aus dem Villengarten zwischen den Zähnen. Die Gefahr reizt ihn, nicht die Blumen. Er muß sie suchen. Stur, schweigend und zuweilen, wenn er an jenen merk-

würdigen Tag denkt, mit einem traurigen, brennenden Blick. Pitterchen wartet.

Und mit einem lauen Frühjahrsorgen bricht der Tag der Vergeltung an. Sie spielen am Wasser, Willem und er. Der Rhein ist nun nicht mehr saft und von dem fröhlichen Blau wie damals. Gelb und schmutzig und wild schießt er dahin. Hochwasser. Auf ihm treiben weiß, mit wulstigen Mäandern, Eisschollen. Und vieles andere treibt auf ihm, wofür die Knaben sich sehr interessieren. Mit langen Stangen stehen sie da und zerrn aus Ufer, was ihnen brauchbar erscheint. Sie wollen ein Floß zimmern. Frei sein auf dem Wasser wie zu Lande. Fahren oder gehen, wie sie wollen.

Aber da tönt plötzlich Schreien am Ufer und ein Jaulen. Da rennt Walter Mähl auf sie zu, fuchelt mit den Armen, ruft dünn und scharf: „Helf! Helf! Die Hunde — —!“

Vor ihm her rennt Zenta schnuppernd und langgezogen heulend. Sie springt in das wirbelnde Wasser, schlägt mit den Pfoten die Eisschollen beiseite. Da schwimmt ein rundes Etwas — und vor diesem Ding, das aussieht wie eine Waschbütte, versucht Zenta, auf eine Eisscholle zu klettern, nun plötzlich wieder laut und durchdringend jaulend. Plötzlich gleitet über Pitterchens Gesicht ein Lächeln. Er steigt ruhig in einem am Ufer liegenden Kahn, legt die Riemen in die Dollen. „Stenn nicht so,“ sagt er zu Walter Mähl, „drück lieber den Kahn ab.“

Pitterchen muß stehen, wenn er rudert, so klein ist er. Das Lächeln sitzt noch in seinen Mundwinkeln. Die Schollen prallen gegen die Bootswand, türtschen, poltern. Pitterchen schaut sich um. Zwanzig Ruderschläge, so rechnet er. Die verdammten Schollen! — 10, — 11, — 12 —. Eine Scholle schiebt sich unter den Rachen, hebt ihn hoch. Pitterchen verliert das Gleichgewicht. — 17, — 18 —

„Zenta!“ jammert Walter Mähl am Ufer. Er kreischt wie eine Frau. So denkt Pitterchen. — 19, — 20.

Er wirft die Ruder in den Kahn, beugt sich über den Rand und greift Zenta am Halsband. Es fällt ihm sehr schwer. Zenta wehrt sich, schnappt nach ihm mit den spitzen Zähnen, von denen er weiß, wie sie bohren können.

„Zenta,“ murmelt er, „nun sei brav, Zenta.“

Als er das Tier in das Boot gehoben hat, schwitzt und leucht er. Er beugt sich wieder hinaus, steht die Bütte, die nun fast versunken ist. Hastig greift er zu und hebt sie hoch, läßt das Wasser ablaufen: vier junge, wimmernde, frierende Hündchen liegen darin. Ein Gummitiffen, das sich mit dem Wasser gehoben hat, bewahrt sie vor dem Ertrinken. Zenta winselt, sie beledt die kleinen

Hündchen, holt sie aus der Bütte: stoßend, schiebend, mit spitzen Zähnen. Dann legt sie sich hin und schließt die Augen. Die vier zitternden Hündchen drängen sich unter ihren Leib.

Pitterchen lächelt noch immer. Aber nun ist das Lächeln weich und verloren. Erst als ein lauter Schrei zu ihm herüberdringt, schreckt er auf und greift verstört nach den Riemen. Seine Mutter! — — Er kommt heil an Land und trägt die Hunde in die warme Küche seiner Mutter. Zufällig ist sie die nächste. Er reibt die Hunde mit einem angewärmten Tuch ab, gibt ihnen heiße Milch. Und neben ihm steht Walter Mähl. Als er sich aufrichtet, streckt der ihm die Hand entgegen. Es schimmert feucht in seinen Augen. Aber Pitterchen sieht die Hand nicht. Da errotet Walter Mähl. Er framt in der Tasche. Er will anständig sein, sicher, — holt ein Geldstück hervor, es glänzt silbern. Aber Pitterchen sieht es nicht. Da drückt Walter Mähl ihm das Geld in die Hand, heiß und mit kräftigem Druck. Aber es fällt zur Erde, mitten unter die krabbelnden, kriechenden Hunde. Und Pitterchen geht hinaus. Gerade, schweigend, verachtend.



Zeichnungen (2): Grunwald — M. Hastig greift er zu und hebt die Bütte hoch.

Der Gärtner kommt und holt die Hunde in einem warmgepolsterten Korb. Nach ihm kommt Walter Mähls Mutter. Sie hat die warme, klingende Stimme, die damals zum Essen rief. Sie streichelt über Pitterchens Haare. Doch das will er nicht. Sie redet zu ihm; doch er schweigt. Und endlich erhebt er sich, geht hinaus, als sei sie ihm lästig.

Nach einiger Zeit schiebt sie ihm einen der jungen Schäferhunde. Pitterchen nimmt ihn gern und ungern zugleich an. Er will ihn dressieren.

„Ich werde ihn später auf Walter Mähl heben,“ sagt er zu Willem.

Aber das ist das einzige Vorhaben, das er ankündigt und nie ausführt. Denn er ist nun auch mit Walter Mähl quitt.

## Der Tod im Dunkelmeer

Von Erna Büsing.

Die Geschichte vom sündhaft habgierigen Kapitän Eide Meier gefährt noch heute durch die Hafensstädte. Es ist, als ob eine besondere Verpflichtung bestände, die Erinnerung an diesen raffischigen Kapitän wachzuhalten, der nicht in die Reihe der Kameraden gehörte, mit denen er lebte.

In Eide Meier lag nämlich nicht dieser unbezwingbare Drang, zur See fahren zu müssen. Eide Meier fuhr, um möglichst viel Geld zu verdienen. Schon als Leichtmatrose war er in düstere Schmuggelgeschäfte verstrickt. Als er nach Jahren in die Hafensstadt zurückkam, war er Kapitän einer kleinen ausländischen Meederei. Nun, Eide Meier fuhr außer Landes, damit war die Sache in der Hafensstadt erledigt.

Nun war er zu einer Erbschaftsregelung in seine Heimatstadt gekommen. Kein Mensch wußte etwas von dem Testament seines Onkels, doch erfuhr man, daß, nun der Kapitän auf der Wildflache erschienen, seine Schwägerin betetelarm geworden war. Der Frau hatten zwei unbedachte Hausplätze gehört, die sie verkaufen wollte, da sie nach dem plötzlichen Tod ihres Ernährers Geld gebrauchte für sich und ihre Kinder. Aber Eide Meier schwur einen Eid, und ihm gehörten fortan die Grundstücke. Es gab nicht einen Einwohner der Hafensstadt, der den genauen Hergang wußte; doch da dem Eide Meier niemand traute, waren die Kleinstädter sich ohne viele Worte einig und kauften dem neuen Grundherrn die Hausplätze nicht ab. Seine Schwägerin hatte eine Verwünschung ausgesprochen und gesagt, er werde in der Wüste verkommen.



Zeichnung: Grunwald — M. Das letzte Boot wollte das Schiff verlassen, als der Kapitän noch einmal nach unten ging.

Man raunte einander zu, die Schwägerin habe einen Traum gehabt. „Nun ja, der Ozean ist doch eine Wasserwüste, wer weiß, wo der Kapitän noch einmal abbleibt!“

Aber der Kapitän verkam wirklich in der Wüste. Das ist eben das Seltsame an dieser Geschichte, warum sie bis auf den heutigen Tag nicht vergessen wurde.

Als er nämlich mit seinem Schiff von Kap Vajador nach Kap Blanco segelte, stand am Himmel das unheilverkündende Gespenst aller Afrikafahrer. Die Seeleute starrten auf die eigentümlichen schwarzen Streifen am Horizont, die deutlich verkündeten, daß die Wüste in Bewegung war. Und dann beherrschte die Sahara das Meer. Dicht rasten Sandstürme über den Ozean. Die Luft war verfinstert. Sand lag auf der Kommandobrücke, Sand lag in den Kojen und Kleiderfäden der Schiffsmannschaft.

Plötzlich herrschte völlige Windstille. Das Schiff stand in einem Sandregen. Aber was das Furchtbare war: Obwohl kein Windstoß in seine Segel kam und man keinen noch so geringen Luftzug an Deck verspüren konnte, trieb das Schiff wie ein Spielball in der gefährlichen nord-südlichen Strömung.

Grimmig erwartete die Mannschaft ein Unglück. Im seichten Wasser stieß der Segler auf eine Klippe. Ihn freizubekommen, war unmöglich. Zudem hatte er ein gehöriges Leck, in das Wasser drang. Man setzte die Pumpen in Bewegung, man versuchte abzudichten, und der Sand rieselte. Alles war umsonst, das Schiff legte sich auf die Seite und sank.

Die Rettungsboote wurden largemacht. Man hatte Zeit genug gehabt, reichlich Proviant in ihnen zu verstauben. Dann sagte man einander „Auf Wiedersehen“. Man mußte schnell aus dem saugenden Strudel des untergehenden Schiffes kommen und sich dann auf den Kompaß, die eigene Armatraße und den lieben Gott verlassen und die Küste entlang rudern, um irgendwo zu landen.

Das letzte Boot wollte das Schiff verlassen, als der Kapitän noch einmal nach unten ging, um eine Kassette zu holen. Es handelte sich nicht um die Schiffspapiere, die waren bereits im Boot: es war sicher eine Kassette, die wertvolles Privateigentum enthielt.

Schiefer und schiefer legte sich das Schiff, es neigte sich derart, daß es das Boot bereits wegsog. Man rief, man wartete, der Sand fiel stärker, man starrte vergeblich in die Dunkelheit, doch kein Auge erspähte den Kapitän.

Nach schweren Tagen landete die Mannschaft an der Küste in der Nähe von Kap Blanco, stieß auf die letzten Ansiedler der von den Portugiesen verlassenen Bai von Arguin und schlug sich trotz mancher Irrfahrten nach einer Hafensstadt durch.

Dort erzählte man dann die Geschichte von dem Kapitän Eide Meier, der den Tod im Dunkelmeer fand. Was aber in einer Hafensstadt gesprochen wird, erfährt man gar leicht in der anderen. So kam auch die Erzählung ohne Entstellung in die kleine nordische Stadt, wo sie freilich weit mehr Aufsehen machte als in Afrika.

Die Einwohner sahen einander an und sagten: „Ja, ja, es ist bisher noch jeder bestraft worden, der sich an Witwen und Waisen verging; was nützen ihm nun die Hausplätze!“

Bis einer rief: „Er starb im Dunkelmeer, das ist doch noch ein Stück Sahara, das in den Ozean reicht!“ Dann waren alle ganz beklommenen Sinnes und wußten: „Nun ist Eide Meier also doch in der Wüste gestorben!“